

Raymond Geuss

## Historisierung, Aufklärung, Genealogie

**Zusammenfassung** Das historisierende Denken kennzeichnet sich durch drei Thesen: a) die Vergangenheit war anders als die Gegenwart, b) sie war kontingent, c) trotzdem ist sie gegenwartsrelevant. Die von Nietzsche und Foucault praktizierte genealogische Methode erweist sich als ein brauchbares Mittel, eine historisierende Kritik gewisser Aspekte der Gegenwart in die Wege zu leiten, im Interesse einer undogmatisch verstandenen Aufklärung.

**Schlüsselwörter:** Historisierung, Aufklärung, Genealogie, Vergangenheit, Nietzsche, Foucault

„Sie fragen mich, was alles Idiosynkrasie bei Philosophen ist? [...] Zum Beispiel ihr Mangel an historischem Sinn, ihr Haß gegen die Vorstellung selbst des Werdens, ihr Ägyptismus. Sie glauben einer Sache *Ehre* anzutun, wenn sie dieselbe enthistorisieren, sub specie aeterni – wenn sie aus ihr eine Mumie machen.“

(Nietzsche *Götzendämmerung*)

189

Zwar gab es im 18. Jahrhundert bedeutende Geschichtswerke die man der „europäischen Aufklärung“ zuschreiben kann, wie beispielsweise Gibbons *The History of the Decline and Fall of the Roman Empire* (1776–89). „Aufklärung und Historisierung“ scheint nichtsdestoweniger eher einen Gegensatz als eine Wahlverwandtschaft zu bezeichnen. Charakteristisch für die Aufklärung, so könnte man argumentieren, waren nicht „historisierende“ Untersuchungen, sondern allenfalls historiearme geschichtsphilosophische Entwürfe wie die von Condorcet (Condorcet 1970) oder Kant (Kant 1977). Schließlich waren die Aufklärer sehr stark auf einen abstrakten, universalistischen Begriff der „Vernunft“ fixiert, der, gelinde gesagt, keinen besonders günstigen Ausgangspunkt für ein tiefgehendes Verständnis der Geschichte darstellt. Muss man vielleicht die Aufklärung in dieser Hinsicht über sich selbst aufklären? (Adorno & Horkheimer 1969)

In seiner Schrift über Kants Aufsatz „Was ist Aufklärung?“ (Foucault 1994: Band 4, S. 562–578) unterscheidet Michel Foucault zwischen dem *Ethos* und den *Dogmen* der Aufklärung. „*Lumière*“ zu sein war eine Lebensform mit entsprechenden Gewohnheiten, Verhaltensweisen, und Charaktereigenschaften. Der Aufklärungsphilosoph war in allen Lebensbereichen unausgesetzt „kritisch“ eingestellt: Vorurteile, rigide Dogmen, und veraltete Traditionen hat er systematisch bekämpft; angebliche Autoritäten nie ungeprüft gelten lassen. Vor allem war er ein Kritiker seiner eigener

Zeit: „... *l’Aufklärung n’est pas [constituée par] la fidélité à des éléments de doctrine, mais plutôt [par] la réactivation permanente d’une attitude ; c’est-à-dire d’un éthos philosophique qu’on pourrait caractériser comme critique permanente de notre être historique*“ [„Aufklärung besteht nicht in der Treue zu Lehrsätzen, sondern in der ständigen Neuaktualisierung einer Einstellung, oder eines philosophischen Ethos: Es handelt sich um die permanente Kritik unserer historischen Epoche“] (Foucault 1994: Band 4, S. 571). Daher die Vielfalt von Reformprogrammen für Staat, Gesellschaft, Kirche, Erziehung und Wissenschaft, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erschienen und ein breites Echo in der neu sich bildenden bürgerlichen Öffentlichkeit fanden.

190

Nun kann man aber kaum in Abrede stellen, dass die Aufklärer selbst an gewissen „Dogmen“ hingen. Der „Kult der Göttin ‚Vernunft‘“, der im zweiten Revolutionsjahr von den Hébertisten propagiert wurde, war nicht nur eine skurrile Singularität, sondern ein zwar übertriebener, aber genuiner Ausdruck zentraler Motive der Aufklärung. Die Vorstellungen vieler Aufklärer über „die Vernunft“ waren in der Tat fast so inflexibel und dogmatisch wie die theologischen Glaubenssätze der etablierten Kirchen, die sie so entschieden ablehnten: „Die Vernunft“ sei absolut universal, einheitlich, unveränderlich, und unwiderstehlich; sie gebe einen klaren Maßstab für Bewertungen in allen Situationen ab. So konnte in den 60er Jahren ein Hans-Georg Gadamer mit einer gewissen Plausibilität den Aufklärern Inkonsistenz vorwerfen: sie litten an einem „Vorurteil gegen das Vorurteil“. (Gadamer 1960: 250–290)

Foucault stimmt der Kritik an dem Dogmatismus der Aufklärung in vielen Punkten zu, nur hält er dafür, dass das Ethos der Aufklärung weiter gepflegt werde, auch wenn man das Dogma als unplausibel verabschieden muss. Wenn die Aufklärung sich selbst treubleiben will, muss sie ihre eigene Autorität und die ihrer Grundbegriffe – etwa Vernunft, Wissenschaft, Wahrheit – selbst einer Untersuchung unterwerfen, eine Aufgabe die Immanuel Kant in seinen großen *Kritiken* übernommen hat. Dass sich die „reine“ Vernunft selbst in seinen Werken ein Gültigkeitszeugnis (innerhalb gewisser Grenzen) ausstellt, sollte nicht wundernehmen: wenn der Angeklagte in seinem eigenen Fall auch Richter sein darf, hat er immer gute Hoffnung auf einen für ihn günstigen Ausgang. Gibt es andere Instanzen, etwa die Geschichte? Viele Revolutionäre (Castro 2009), und nicht nur Revolutionäre, waren der Überzeugung, dass es einen „Gerichtshof der Geschichte“ gibt, dem der Kantsche Gerichtshof der reinen Vernunft untergeordnet war. (Kant 1956: B779) Oder sollte die historische Betrachtung dazu führen, die ganze Vorstellung eines allerletzten Gerichtshofes aufzulösen oder zu relativieren? Vielleicht ist das Bild des Lebens als Gegenstand einer permanenten Gerichtsverhandlung schief, beschränkt, oder einfach grundverkehrt. Sicherlich hatte das Aufklärungsdemokratie eine Tendenz, vorschnell das Leben in eine Gerichtssitzung zu verwandeln, wo man es eilig hatte, zu definitiven Urteilen über „wahr“ und

„falsch“, „legitim“ und „illegitim“, „schuldig“ und „unschuldig“, „gerechtfertigt“ und „ungerechtfertigt“ zu kommen. Die Unfähigkeit, das Offene, Zweideutige, Unbestimmte, Zwitterhafte, direkt an der Grenze Liegende, (um ganz zu schweigen von dem Grenzüberschreitenden) auch nur kurzfristig zu ertragen, ist eine merkwürdige, aber historisch immer wiederkehrende Art der Intoleranz (Douglas: 1966) und eine eindeutige Schwäche der dogmatischen Aufklärung.

Foucault plädiert für das Ethos der Aufklärung, die ununterbrochene Kritik, widersetzt sich aber der „Erpressung“ („*chantage*“; Foucault 1994: Band 4, S. 574) die von den Dogmen der Aufklärung ausgeht: „*On doit échapper à l’alternative du dehors et du dedans; il faut être aux frontières*“ (Foucault 1994: Band 4, S. 574). Sinngemäß heißt das: „Man muß versuchen, der Alternative zwischen einem Innerhalb (der von der Aufklärung scharf gezeichneten Grenzen der Vernunft) und einem Außerhalb zu entkommen, und lernen sich an der Grenze selbst aufzuhalten“. Wie kann ein Gerichtshof tagen, wenn die Grenzen *alle* fließend sind, d. h., wenn wir die Geschichte ernst nehmen?

191

„Kritik“ heißt bekanntlich ursprünglich „Analyse“, nicht „Ablehnung“ und die das Ethos der Aufklärung konstituierende kritische Einstellung ist eine des Abstandnehmens von den etablierten Institutionen, Praktiken und Überzeugungen, um sie besser zu verstehen und zu bewerten<sup>1</sup>. Schließlich gibt es für diese Einstellung der forschenden Urteilsenthaltung ehrwürdige Präzedenzen in der Philosophie: Der antike Skeptiker war kein Alles-Verneiner, sondern jemand, der sich des Urteils enthält, wenn die Tatbestände, die Existenz des vermeintlichen Gesetzes, ggf. dessen genaue Bedeutung, oder die Zuständigkeit des in Aussicht gestellten Gerichtshofes unklar sind. Dass diese Unklarheiten dauernd wiederkehren und nicht ein für allemal behoben werden können, ist nicht die Schuld des Skeptikers.

Als guter, d.h. auch *selbstkritischer* Aufklärer sollte man sich eine Frage erlauben, die Kant gar nicht ernsthaft stellte: Gibt es überhaupt die „*reine*“ Vernunft, d.h. eine menschliche Fakultät, die „universal“, aber auch inhaltlich-substantiell genug ist, um die ihr zugeschriebene Richterfunktion auszuüben? Wenn die reine Vernunft keine inhaltlich bestimmten („synthetischen“) Sätze liefern kann, dann könnte sich leicht die vermeintliche hohe Richterin als bloße Putzfrau in den weiten Lesesälen und Laboratorien der Wissenschaft entpuppen. Auch wenn beispielsweise der Satz vom Widerspruch „universal“ gelten sollte, was keineswegs eine Selbstverständlichkeit ist, käme man in den Geschichtswissenschaften, wie in der Politik und im Moralischen mit ihm und seinesgleichen gar nicht sehr weit, genauer man bewegte sich kaum von der Stelle. Auch der vermeintliche Einwand, *ohne* reine Vernunft gäbe

1 „*Il ne s’agit pas d’un comportement de rejet*“ (Foucault 1994: Band 4, S. 574).

es überhaupt keine Möglichkeit einer Orientierung im Leben, ist lediglich eine halbhysterische Versicherung, die man auf ihre Plausibilität (und ihre Ideologenträchtigkeit) untersuchen müsste.

192

Man kann den riesigen Aufklärungsapparat der Wahrheitsfindung, Überprüfung und Rechtfertigung von Ansprüchen, Urteilsbildung usw. „in seinen [eigenen] Geltungsansprüchen einklammern“ und „näher untersuchen“, ohne diese selbst zu bejahen oder zu verneinen (Husserl 2012). Damit werden gewisse Aspekte der komplexen inneren Maschinerie, sowie gewisse gesellschaftliche Funktionszusammenhänge, die man sonst leicht übersehen würde, viel sichtbarer gemacht. Wie, und wieso, werden *gewisse* Aussagen und Behauptungen produziert, und etablieren sich als allgemein anerkannte „Wahrheiten“, während andere im Prinzip mögliche Aussagen entweder gar nicht gemacht werden oder sofort aus dem öffentlichen Diskurs verschwinden? Eine metaphysische Antwort der Art „Die ersten ‚entsprechen der Realität‘; die zweiten aber nicht“ kann nicht vollständig befriedigen. Das gleiche gilt für die Aufklärungsvariante dieser Antwort: ‘Die ersten sind vernünftig, die zweiten nicht’. So kann sich der Historiker der Antike für die Aussage „Gott ist dreieinig“ besonders interessieren. Das Interesse kann sich legitimerweise auf den Entstehungszusammenhang dieser und ähnlicher Aussagen beziehen, auf die Verbreitungswege dieser Trinitätslehre im römischen Reiche, auf die Rolle, die sie im gesellschaftlichen Leben der Spätantike gespielt hat, usw. Ob die Aussage „wahr“ oder in einem angeblich absoluten Sinne „vernünftig“ ist, ist eine untergeordnete Frage, die man in diesem Zusammenhang, d.h. im Zusammenhang der historischen Wissenschaft, auf sich beruhen lassen kann. Man kann sagen, dass es um die historische *Konstruktion* von Vernunft oder von Wahrheiten, bzw. um die Rezeption von „Wahrheiten“, geht. Das will natürlich *nicht* besagen, dass es „keine Wahrheit“ gibt; nur dass *unser* Urteil über die „Wahrheit“ oder die Vernünftigkeit des Satzes, im Zusammenhang dieser historischen Untersuchung nicht von vorrangiger Relevanz ist. Dogmatische „Aufklärer“ die es nicht lassen können, jederzeit auf dem Steckenpferd „Vernunft“ herumzureiten, zeigen entweder, dass sie nicht verstehen um was es manchmal, etwa in den Geschichtswissenschaften, geht, oder sie legen Zeugnis von einem schwerwiegenden Charakterfehler ab: Unbeherrschte Selbstbezogenheit ist nämlich keine Tugend.

Das Ethos der Aufklärung verpflichtet auf eine kritische, selbstkritische, und möglichst vorurteilsfreie Untersuchung unserer Geschichte und unserer Geschichtswissenschaften, was aber auch eine Sensibilisierung für die typischen Fragestellungen dieser Wissenschaften impliziert. Der undogmatische Aufklärer muss seinen „historischen Sinn“ pflegen. Von der traditionellen Philosophie kann er sich, aber, wenn Nietzsche recht hat, keine Hilfe versprechen. Es sei denn, man könnte die Philosophie „historisieren“. Was hieße es aber das „Enthistorisieren“ der Philosophie rückgängig zu machen

bzw. das Denken zu „historisieren“? Als erste Annäherung möchte ich folgende drei Thesen aufstellen:

- 1) das historisierende Denken erkennt an, dass die Vergangenheit, zumindest was gewisse uns besonders interessierende Eigenschaften angeht, *anders* war als die Gegenwart;
- 2) das historisierende Denken setzt voraus, dass Anfang, Verlauf und Ende des betreffenden geschichtlichen Geschehens kontingent sind;
- 3) das historisierende Denken behandelt die Vergangenheit als gegenwartsrelevant.

Was die erste These angeht, so hat schon Homer (in diesem Sinne) „historisierend“ gedacht, wenn er beiläufig erwähnt, dass Helden früherer Generationen stärker waren als seine Zeitgenossen. Steine in der Vergangenheit waren so schwer wie Steine heute, aber der Held Diomed hebt mit leichter Hand einen Stein auf, „den heute kaum zwei Männer tragen könnten, so wie sterbliche Männer heute sind“ (οἷοι νῦν βροτοί εἶσ' *Iliad* V.304). Man denkt „historisierend“, wenn man etwa auf die Unterschiede zwischen der Praxis (und dem „Begriff“) der Demokratie in der Antike und im Europa des 20. Jahrhunderts hinweist, und sie zum Ausgangspunkt einer theoretischen Betrachtung macht. „Wahlen“, ein Wahrzeichen der modernen Demokratie, galten beispielsweise in der Antike als antidemokratisch, und die Bildung regelrechter „Parteien“ war verpönt. (Vgl. Dunn 2005) „Historisierend“ wäre auch der Hinweis darauf, dass das was wir retrospektiv als „Religion“ in der Antike bezeichnen, etwas ganz anderes war als die „Religion“ des christlichen (oder nachchristlichen) Zeitalters: eine „Religion“ ohne heilige Schriften, ohne Kirche, ohne einen absolut eindeutigen Sittenkodex, ohne „Glaubenssätze“.

Mit der zweiten These ist ein Abrücken vom Notwendigkeitsdenken verbunden, ob es sich um mythische, metaphysische, logische, naturwissenschaftliche oder semantische Notwendigkeiten handelt. Ein rudimentäres Wissen darum, dass nicht alles, was tatsächlich geschah, auch geschehen musste, ist bereits im Gebrauch der „*conditio irrealis*“ impliziert. Um bei der *Ilias* zu bleiben, stellt Agamemnon die Griechen am Anfang des zweiten Buchs auf die Probe, indem er den (von ihm nicht ernstgemeinten) Vorschlag macht, dass sie die Belagerung Trojas sofort aufgeben und unverrichteter Dinge wieder nach Hause fahren. Zu seiner großen Bestürzung wird seine Rede mit Jubel begrüßt, und man fängt an, die Schiffe für die Heimfahrt zu rüsten. Homer kommentiert: Wenn das so weitergegangen wäre, wäre es den Griechen gelungen, heil heimzukehren, obwohl das im Schicksalsplan gar nicht vorgesehen war, aber Hera, Erzfeindin der Tröer, hat den vorzeitigen Abzug verhindert, indem sie mit der Göttin Athena sprach und ihr die Situation erklärte. Athena ihrerseits hat den von ihr bevorzugten Helden, Odysseus, dazu animiert, durch Rede und Tat die Auflösung des Heers aufzuhalten,

was ihm auch gelang. Wenn das Hera nicht getan hätte, wären die Griechen trotz dem Schicksal ungeschoren davongekommen (II.155: (ἔνθα κεν Ἀργεῖοισιν ὑπέμμορα νόστος ἐτύχθη/ εἰ μὴ Ἀθηναίην Ἥρη πρὸς μῦθον ἔειπεν). So war es zwar in gewissem Sinne (als mythische Notwendigkeit) vorgeschrieben, dass die Griechen Troja zerstören, aber eine Abweichung von diesem Schicksalsplan ist für Hera, die in diesen Sachen Bescheid wissen müsste, offensichtlich nicht undenkbar und muss durch Intervention verhindert werden.

194

Ein anderes komplexeres Beispiel findet sich bei Pindar (*Pythia* 4). Pindar berichtet wie die Argonauten auf der Rückfahrt ihres langen Beutezuges auf der Insel Thera landen und er gibt in direkter Rede (Z. 13–55) eine Weissagung der sie begleitenden (freiwillig entführten, Z. 250) Königstochter Medea wieder. Wie der Seher Kolchas in der *Ilias* (I.70), weiß auch Medea „war war, was ist, und was sein wird“: Vor der Ankunft in Thera, durchqueren die Argonauten die afrikanische Wüste – sie trugen ihr Schiff, heißt es „zwölf Tage lang“ (Z. 25–27) – und als sie die Küste erreichten und dabei waren die Anker zu lichten (Z. 24–25), kam ein Gott auf sie zu, und bot einem der Helden, einem gewissen Euphamos, die Herrschaft über Libyen an. Da Euphamos es eilig hatte nach Hause zu kommen (Z. 32–33), war er nicht in der Lage, die Herrschaft sofort zu übernehmen. Also hat ihm der gastfreundliche Gott eine magische Scholle (Z. 36 δαμῶνιος), eine Handvoll afrikanischer Erde, mitgegeben als Pfand. Leider wurde der Klumpen Erde auf der Überfahrt nach Thera über Bord gespült und ging verloren. Nun ist es nicht gerade ein Kunststück für Medea, sich an diese Vergangenheit zu erinnern, war sie doch selbst an diesen Vorgängen unmittelbar beteiligt, sie behauptet aber auch genau zu wissen, was sich in der Zukunft ereignen wird: Ein Nachkomme Euphamos werde eines Tages das Orakel von Delphi besuchen, und von dem Gott ungefragt den Auftrag bekommen, eine Siedlung in Afrika zu gründen. Auf diese Weise werde er seine Erbschaft, die seinem Vorfahren von dem Gott versprochene Herrschaft über Libyen, antreten. Pindar hat uns bereits (Z. 10) wissen lassen, dass Battos, der Gründer der Stadt Kyrene, Nachkomme des Euphamos „in der siebzehnten Generation“ ist. Archesilaos, der Sieger im Wagenrennen in Delphi, dem diese Ode gewidmet ist, steht am Ende der genealogischen Folge: Er ist ein Nachkomme Battos (in der achten Generation).

Das Interessante an dieser Pindar-Stelle ist aber, dass Medea nicht nur Aussagen über die wirkliche Zukunft macht, sondern auch Aufschluss über eine mögliche Zukunft gibt, die aber nicht verwirklicht werden wird. Sie weiß nicht nur was in naher und ferner Zukunft passieren wird, sondern darüber hinaus was, aus der späteren Perspektive der Ode, passiert wäre, wenn.... Wenn die Mannschaft aufgepasst hätte, hätten sie die göttliche Erdscholle nicht verloren. Und wenn Euphamos, nach Hause angekommen, die Scholle in den Hadesmund bei Tainaros geworfen hätte, hätte ein Nachfahre von ihm schon in der vierten Generation Libyen erobert und besiedelt.

Leicht erkennt man hier ein typisches Beispiel einer Kolonialideologie: Gott hat uns dieses Land zueignen gegeben; wenn wir also plötzlich auftauchen, das Land besiedeln und die Eingeborenen womöglich umbringen, vertreiben oder versklaven, ist das eigentlich unsere „Rückkehr“, denn unsere Vorfahren waren schon vor x (beispielsweise, 17) Generationen hier.... Der Verlauf der hier erzählten Geschichte ist kontingent: Weil die Besatzung der *Argo*, trotz Medeas wiederholter Ermahnung zur Wachsamkeit (Z. 40–41) zufällig nicht aufgepasst hat, ist der Zauberklumpen Euphamos abhandengekommen. Es hätte aber anders kommen können. Trotzdem strukturiert eine mythologische Notwendigkeit die Erzählung, weil das Ende, aber nicht der genaue Verlauf, fest vorgeschrieben ist. Eine begabte Seherin kann zwar wissen, was kommen wird, aber nur „innerhalb gewisser Grenzen“, weil die Menschen sich so oder auch anders verhalten können; was *kurzfristig* geschieht, wird zum Teil von ihrem Tun und Lassen abhängen. Auch sie hat nicht wissen können, dass die Mannschaft alle ihre Warnungen missachten würde. Langfristig sind aber die Abweichungen der Menschen vom göttlichen Plan und die dunklen Flecken im Wahrnehmungsfeld der Wahrsagerin unerheblich, denn sie weiß, dass die Götter es sich vorgenommen haben, wiederholt so lange ins Geschehen einzugreifen, bis ein bestimmtes Ergebnis eintritt, beispielsweise bis die Kindeskinde Euphamos als Herrscher in Kyrene etabliert sind.

195

Da „Historisierung“ keine ontologische, sondern eine epistemisch-methodologische Kategorie ist, schließen sich mythologisierende und historisierende Betrachtungsweisen gegenseitig nicht gänzlich aus. Ein Vorgang an der Börse, etwa die Entscheidung einer Bank alle Aktien einer bestimmten Sorte zu verkaufen, kann auch aus ganz verschiedenen Perspektiven zum Gegenstand einer Untersuchung werden. So kann man fragen: warum hat die Bankdirektion diese Entscheidung getroffen? War es klug so zu handeln? War es im geltenden Rechtssystem erlaubt? War diese spezifische Entscheidung konsistent mit der offiziell ausgesprochenen allgemeinen Finanzpolitik dieser Bank? War dieser Vorgang der Auslöser des darauffolgenden großen Krachs? Das sind alles legitime Fragen, die zu ihrer Beantwortung die Anwendung jeweils ganz anderer Verfahren voraussetzen. Um herauszufinden, ob eine Entscheidung rechtlich erlaubt ist, muss man vermutlich im Gesetzbuch nachschlagen oder einen Juristen befragen. Der Jurist, der sein Gutachten über die Rechtmäßigkeit der Entscheidung abgibt, beantwortet damit noch nicht die Frage, ob diese Entscheidung auch klug ist. Andererseits können sich Fragestellungen (und Beantwortungsmethoden) in konkreten Fällen überschneiden, bzw. die eine kann die andere voraussetzen: Eine Entscheidung ist wohl nicht besonders klug, wenn sie gesetzlich verboten und es soziologisch sehr wahrscheinlich ist, dass man dabei ertappt und schwer bestraft werden wird. Also ist es nicht verwunderlich, dass Medea historisierend erzählte Details – die Mannschaft war unachtsam; die Erdscholle wurde über Bord gespült, usw. – in einen größeren Rahmen der mythischen Notwendigkeit einfügen kann, ohne diesen Rahmen zu sprengen.

Logische und naturhafte „Notwendigkeiten“ ersetzen in der modernen Welt die mythischen Zusammenhänge der Antike (und die göttliche Vorsehung des Mittelalters), aber bei der „historisierenden“ Behandlung eines Sachverhaltes steht die kontingente Prozesshaftigkeit im Mittelpunkt des Interesses, und der Prozess muss einer sein, bei dem Anfang, Verlauf und Ergebnis *nicht* als vorgeschrieben gelten, sondern auch hätten anders sein können. Also ist Platons Analyse der zyklischen Abfolge der Regierungsformen (*Politeia* VIII und IX) keine historisierende Darstellung, weil die Sequenz (angeblich) den Charakter einer quasilogischen Notwendigkeit haben soll. So sind auch die Referate über die Theorien vergangener Philosophen, die man bei Aristoteles findet, alles andere als Vorgänger einer historisierenden Denkweise. Bildet er sich doch ein, schon zu wissen, auf welchen Endpunkt sich die Theorieentwicklung hinbewegt, nämlich auf die von ihm entdeckten Unterscheidungen und Thesen. Die Positionen früherer Philosophen werden im ersten Buch der *Metaphysik* nach dem Modell der Entwicklung des Säuglings zum Erwachsenen als unbeholfene Vorformen der aristotelischen Sichtweise vorgeführt. Wenn dem so ist, hat der „geschichtliche“ Teil seiner Schrift lediglich pädagogischen oder antiquarischen Wert; allenfalls fände er seinen Platz in einer möglichen Entwicklungszoologie der menschlichen Kultur. Wer sachlich an metaphysischen Begriffen wie „Ursache“ ein Interesse hätte, könnte genauso gut direkt die Aristotelische Darstellung der vier „Ursachen“ lesen. Für Aristoteles gilt, was Marx von den bürgerlichen Ökonomen des 18. und des frühen 19. Jahrhunderts sagte: Für sie *gab* es zwar eine Geschichte, aber es gibt keine mehr. (Marx–Engels 1964: Band 4, S. 139)

Damit ist meine dritte These auch schon angeschnitten. Das historisierende Denken versteht sich als gleichzeitig konkret und gegenwartsrelevant, und unterscheidet sich in diesen zwei Hinsichten von den Abstraktionen traditioneller Denkformen.

In einer zweideutigen und unsicheren Welt hängt praktische Orientierung zum Teil von kognitiven Leistungen ab; wer besser sehen kann, hat bessere Chancen, Nahrungsmittel zu finden und somit auch bessere Überlebenschancen; wer sich daran erinnert, was passierte als das letzte Mal ein Stammesmitglied die verlockend aussehenden Tollkirschen gegessen hat, erspart sich eine sehr unangenehme Nacht. Für die Entstehung empirischen Wissens ist eine gewisse Anhäufung vergangener Erfahrungen unerlässlich, aber das traditionelle philosophische Verständnis will, dass Theorien von den zufälligen Wahrnehmungen, die zu ihrer Bildung geführt haben, abstrahiert werden können. Die (primitive) „Theorie“ „Tollkirschen sind ungenießbar“ bilde ich, womöglich, *weil* ich gesehen habe, wie meine Freunde X, Y, und Z nach dem Tollkirschenessen gefahren sind; wenn aber die Theorie brauchbar (oder „gültig“ oder „wahr“) sein soll, darf sie nicht von *diesen spezifischen* Wahrnehmungen abhängig sein. Man kann sie verstehen, ohne auf diese spezifische Erfahrungskette zurückzugreifen, und man hätte im Prinzip die

gleiche Theorie aufgrund ganz anderer Wahrnehmungen bilden und untersuchen können. Sie soll aber für *alle* Fälle gelten, und sich folglich durch *beliebige* weitere Wahrnehmungen bestätigen lassen. Die sogenannten „Positivisten“ des 20. Jahrhunderts sprachen von der Unterscheidung zwischen dem Entdeckungskontext und dem Rechtfertigungskontext.<sup>2</sup> Egal wie man faktisch dazu kam, die Theorie zu bilden, muss man sie, wenn man sie bestätigen oder widerlegen will, vollständig vom Entdeckungskontext abkoppeln. Nur wenn sie so, gleichsam nackt, allein und auf den eigenen Beinen stehend, vortritt, kann über ihre Geltung und ihren möglichen Wert befunden werden. Nicht die faktische Vergangenheit, d.h. die spezifischen zu dem und dem Zeitpunkt gemachten Erfahrungen und Wahrnehmungen, ist wichtig, sondern die Möglichkeit einer Bestätigung der durch die Theorie nahegelegten Erwartungen zu jedem beliebigen Zeitpunkt.

Eigentlich betreibt die philosophische Tradition normalerweise auch eine zweite Abstraktion. Neben dem Absehen von den spezifischen vergangenen subjektiven Erfahrungen, die zum „Entdeckungskontext“ gehören, herrscht bei ihr immer die Tendenz vor, Theorien in möglichst „zeitlosen“ Begriffen zu formulieren, die viele Eigenschaften der objektiv in Frage stehenden Situation unberücksichtigt lassen. Es wird von diesen Eigenschaften „abstrahiert“. Tollkirsche in Serbien bleibt Tollkirsche in Deutschland, also für *alle* Menschen überall und zu jeder Zeit ungenießbar. Aristoteles behauptet zwar ganz zurecht: Feuer brennt in Persien wie in Griechenland, aber die Vergangenheit sollte doch, so die These eines „historisierenden Denkens“, „anders“ sein; menschliche Gesellschaften sind keine Naturphänomene. Sie tragen ihre Vergangenheit mit: Wir (in Großbritannien) haben *diese* Regierungsform (Königin plus Parlament) als (vorläufiges) Endresultat unserer spezifischen Geschichte; die Franzosen haben ein anderes, ebenfalls historisch bedingtes, System; die Chinesen wieder ein anderes. Die Vergangenheit ist kein abgeschlossener Bereich, den man zwar aus antiquarischen Gründen erforschen kann, der uns aber ansonsten gar nicht angeht, sondern sie prägt unsere Gegenwart auf eine Weise die uns keine Wahl lässt: Wenn wir uns theoretisch und praktisch in unserer Welt orientieren wollen – und wir können nicht umhin, uns so oder so zu orientieren – müssen wir auch diese Vergangenheit substanziell berücksichtigen und in unsere Gegenwart einbeziehen.

In vollhistorisierenden Wissenschaften hat man es immer mit zwei Reihen von Vergangenheiten zu tun: Erstens, die Beobachtungen und Theoriebildungen vergangener Theoretiker, zweitens die vergangenen Gesellschaftsformationen innerhalb deren die Beobachtungen gemacht wurden. In epistemisch günstigen Fällen können wir rückblickend nicht nur erkennen *was* sie gesehen haben, sondern auch noch *von welchem Standpunkt aus* sie das gesehen haben, was sie gesehen haben. Da wir klar erkennen, dass vergangene

2 Die Unterscheidung geht ursprünglich auf Hans Reichenbach zurück.

Theoretiker auf Erfahrung innerhalb vergangener Institutionensysteme angewiesen waren, deren Beschränktheit jetzt evident ist, liegt es nahe, diese Erkenntnis auch auf uns selbst anzuwenden und keine Absolutheit der eigenen Perspektive zu beanspruchen.<sup>3</sup>

Weder der immer wiederkehrende Wechsel der Jahreszeiten noch die logische Folge der Schritte in einem geometrischen Beweis, noch das Sichentwickeln des Kleinkindes zum Erwachsenen ist ein adäquates Vorbild für historisierendes Denken. (Voll) historisierendes Denken gibt es, so könnte man es paradoxerweise formulieren, nur wo eine Geschichtsphilosophie in emphatischen Sinne *fehlt*, nur wo es *kein* Schicksal, *keine* göttliche Fügung, *keine* Teleologie, *kein* vernunft- oder naturbedingtes übergreifendes Gesetz oder Entwicklungsschema gibt, auf das man sich beziehen kann; wo historisch vergesellschaftete Menschen, sozusagen, allein unter sich sind.

198

Sind „Genealogien“ gute Beispiele eines „historisierenden Denkens“, wie es Nietzsche (in der anfangs zitierten Passage) vorgeschwebt hat? Ja, vorausgesetzt, dass man „Genealogien“ (im Nietzscheschen Stil) von deren Pseudomorphosen genau unterscheidet. Es gibt nämlich drei grundverschiedene Arten „genealogischen“ Denkens. Ich werde terminologisch zwischen „Genealogie als Urstiftung“, „Genealogie als Theorie des Ausgangs aus dem Naturzustand“ und „Genealogie als Ursprungsversprengung (oder Sinnverflüchtigung)“ unterschieden; Nietzsche lehnt die ersten zwei Formen entschieden ab.

In der ersten Form der Genealogie wird vorausgesetzt, dass eine in Frage stehende Institution, Praktik, Identität, oder Bündelung von Rechten, Vollmachten und Ansprüchen auf einen einheitlichen Ursprung zurückgeht, der ihr Sinn, Geltung und Legitimität verleiht. So gilt im Katholizismus die Lehre der „Apostolischen Nachfolge“, die besagt, dass jeder rechtmäßige katholische Bischof gewisse geistliche Vollmachten besitzt, weil er ein direkter Nachfolger eines der Jünger Jesus ist. Jesus, so die Lehre, ist der absolute Anfang und legitimierende Ursprung aller wirksamen und zurecht bestehenden geistlichen Kompetenzen. Er hat einen Teil der ihm zu Gebot stehenden Kräfte an seine Jünger abgegeben; die Jünger haben sie dann an ihre Nachfolger weitergegeben. Die Übertragung geschieht durch den Vollzug einer vorgeschriebenen Reihe von Zeremonien und Ritualen. So hat ein Bischof im Jahre 2015 die entsprechenden „geistlichen Gewalten“ sofern er sie *in historisch ungebrochener Line* von einem der ursprünglichen Apostel übertragen bekommen hat. Die vielen Kompetenzen aller höheren Würdenträger der zeitgenössischen katholischen Kirche sollen also auf eine einzige, einheitliche göttliche Urstiftung in dem Palästina des frühen römischen Kaiserreichs zurückgehen. Das Bischofsamt mit seinen assoziierten Rechten,

3 Zum Philosophen-Buhman „Relativismus“ vgl. Raymond Geuss „Realism and the relativity of judgment“ in *Reality and Its Dreams* (Harvard University Press, 2016).

Befugnissen, und Zuständigkeiten bildet eine Sinneinheit, die genealogisch in einer göttlichen Urstiftung verwurzelt ist. Der Kreis schließt sich insofern *jeder* Bischof von jenem jüdischen Wunderrabbi des ersten Jahrhunderts (in seiner Eigenschaft als Sohn Gottes) seine Legitimation bezieht und einheitliche göttliche Intentionen verkörpert.

Nietzsche selbst bekämpft diese erste Art „genealogischen Denkens“, die er für verlogen und gänzlich unhistorisch hält. (Vgl. Geuss 1999; Geuss 2014) „Unhistorisch“ weil es in der Geschichte überhaupt keine „Uranfänge“ oder „absolute Ursprünge“ gibt. Seit langem wissen auch Gläubige, dass das Christentum nicht in einem stiftenden Urknall in der antiken römischen Provinz Judäa entstanden ist, sondern sich „synkretistisch“ durch das langsame Zusammenkommen, Zusammenwachsen und Zusammengezwängtsein verschiedener Elemente über Generationen (Bultmann 1949) hin gebildet hat. Jesus hat schließlich den Monotheismus nicht erfunden, sondern *vorgefunden*, denn dieser entstand schon im 6. Jahrhundert v.Chr. (und zwar anscheinend unabhängig voneinander in Griechenland<sup>4</sup> und im Zweistromland (Römer 2014)); die „griechischen“ philosophischen Spekulationen, die in der Genese des späteren „Christentums“ eine wichtige Rolle spielten, waren ihm auch fremd. Dann haben paulinische Erfindungen, verschiedene Mysterienreligionen, Elemente des römischen Rechtsdenkens, usw. jeweils ihre Beiträge zur christlichen Synthese geliefert. Je genauer man hinguckt, desto vielzähliger (und vielfältiger) die Wurzeln.

199

Zweitens ist die Genealogie als Urstiftung unhistorisch, weil sie die historischen Übergänge (z.B. die Prozesse der angeblichen Übertragung der göttlichen Gnadengewalt) sinnverstellend vereinfacht. Die Rituale der Bischofsweihe waren im 2. Jahrhundert in Spanien nicht „dieselben“ wie in Afrika im 20. Jahrhundert, und auch die Vorstellungen der Beteiligten über das was übertragen wurde, werden in den hundert Jahren vor dem Konzil von Nikäa kaum die gleichen gewesen sein wie etwa in den ersten hundert Jahren nach dem Konzil.

Eine Genealogie dieser ersten Art geht also von einem vermeintlich anfänglichen Einheitspunkt in der Vergangenheit aus: Jesus überträgt bestimmte geistliche Kräfte an seine Jünger. Es entsteht auf diese Weise zwar eine Vielfalt von individuellen Machträgern, den Bischöfen, aber es wird auch angenommen, dass jeder dieser Bischöfe am Ende der bisherigen Geschichte, d.h. heute, über ein einheitliches Paket von sinngemäß zusammengehörenden Kompetenzen verfügt. Am Anfang und am Ende steht also eine Sinneinheit, die sich durchhält und historisch in allen wesentlichen Aspekten invariabel ist.

---

4 Xenophanes Fragmente 10–26, Diels-Kranz *Fragmente der Vorsokratiker* (Weidmann, 1966), Band I, S. 131–135.

Die zweite Art Genealogie (als Ausgang aus dem Naturzustand)<sup>5</sup> arbeitet mit dem Begriff einer begründenden „vernünftigen“ Konvergenz. Sie hat Strukturähnlichkeiten mit dem oben analysierten prophetischen Wissen der Medea: Der Endpunkt einer Entwicklung ist so sehr durch seine übermäßige Vernünftigkeit als Lösung eines als invariant betrachteten Problems ausgezeichnet, dass die Verschiedenheit der Ausgangspunkte, und der tatsächliche, variable Verlauf der jeweiligen Entwicklungen für das Verstehen gar nicht ins Gewicht fallen. Wenn die Erfindung des Hammers wirklich die *optimale* Lösung einer in *allen* menschlichen Gesellschaften gleichmäßig wiederkehrenden problematischen Situation ist, reicht es, auf diese Rationalität hinzuweisen, und man kann sich Weise die Mühe ersparen, den tatsächlichen Verlauf der Geschichte zur Kenntnis zu nehmen<sup>6</sup>.

200

Eine Genealogie Nietzschescher Prägung ist ganz anders strukturiert als die zwei oben angegebenen Abarten; Nietzsche analysiert eine gegenwärtige Situation, in der es gewisse als selbstverständlich geltende Einheiten gibt. Gemeint sind „selbstverständlich“ geltende Wertsysteme (das Christentum: Nietzsche), Institutionen (das Strafsystem: Nietzsche und Foucault), Systeme von Praktiken, bzw. Disziplinen (Psychoanalyse: Foucault), oder „Identitäten“ (Homosexueller, frigide Frau, „onanierendes Kind“, Delinquent: Foucault), usw. Jede solche Einheit präsentiert sich auch als Sinneinheit: die Bestandteile „gehören zusammen“. Es soll eben „kein Zufall“ sein, dass der Bischof als geweihter geistlicher Hirt, sowohl predigt, Beichten abnimmt, und dem Kirchengenicht vorsteht, als auch für die Finanzen der Diözese verantwortlich ist, und gewisse Repräsentationsfunktionen ausübt. Die verschiedenen Bestandteile des Bischofsamtes, die eigentlich ganz verschiedene Ursprünge haben und nur durch einen historische höchst kontingenten Prozess zusammengelassen sind, sollen „sinngemäß zusammengehören“ und in der göttlichen Urstiftung begründet sein. Ebenfalls soll es „kein Zufall“ sein, dass ein Mann der anderen Männer liebt, einen „verweiblichten“ Charakter hat, dass er sich gern „wie eine Frau“ schmückt, usw.

Bei näherer genealogischer Betrachtung lösen sich aber diese Einheiten auf und die angebliche „Sinneinheit“ verflüchtigt sich. Es gab am Anfang keine Urstiftung, es gibt keine in Naturgesetzen der menschlichen Seele verankerte Verbrecherpersönlichkeit, und die Geschichte lässt sich nicht als kontinuierliche Folge von gleichmäßig sich wiederholenden Übertragungen verstehen. Das Zusammenkommen etwa des monotheistischen Gedankens mit einer spekulativen Lehre des individuellen Seelenheils im Rahmen einer dem römischen Reich entlehnten Kirchenstruktur war ein Zufall. Unter dem Blick des Genealogen verwandeln sich scheinbar selbstverständliche „notwendige

5 Ein Beispiel ist Edward Craigs *Knowledge and the State of Nature* (Routledge, 1990).

6 Bernard Williams *Truth and Truthfulness* [Princeton University Press, 2002] verwendet das Wort „Genealogie“ um diese zweite Abart zu bezeichnen.

Sinneinheiten“ in kontingente Ansammlungen heterogener Elemente. Der Begriff (etwa „Bischof“) wird historisiert. Zwar kann man sich auf eine „Definition“, etwa im Sinne des gegenwärtigen katholischen Kirchenrechts, versteifen. Im Kontext eines Rechtsstreits vor einem kirchlichen Gericht hätte diese Entscheidung offensichtlich ihre Berechtigung, aber hier geht es um das inhaltliche Verstehen des betreffenden Amtes und der mit ihm verbundenen Konstruktionen. Dem Forscher bleibt es zwar unbenommen, neue Begriffe zu bilden, neue strengere Definitionen bekannter Begriffe einzuführen, auf gewisse Begriffe womöglich gänzlich zu verzichten, andere umzufunktionieren, usw. Es geht aber nicht um die abstrakte Möglichkeit einer formellen Definition, sondern um deren kognitive Brauchbarkeit: Wenn man sich nicht nur geschickt in einem künstlich aufrechterhaltenen Sondergebiet wie dem Kirchenrecht bewegt, sondern auch historisch verstehen und sich in einem größeren Rahmen praktisch orientieren will, erweisen sich „Definitionen“ als ungeeignete Instrumente. Gewisse Begriffe, wie „das Christentum“, „die Demokratie“, „die Strafe“, „das Eigentum“, „die Kindheit“, „der Krieg“, „das Wirtschaftssystem“, „der Grundbesitz“, die für das Verständnis unserer Vergangenheit und unserer Gegenwart praktisch unverzichtbar sind, lassen sich sowieso nicht abstrakt definieren, sondern bekommen ihren Inhalt durch die Geschichte ihrer kontingenten Entwicklung, und das heißt selbstverständlich durch die Geschichte der Institutionen, in die sie eingebettet waren und aus denen sie jeweils entstanden.

201

Die genealogische Auflösung (Kritik) impliziert nicht notwendigerweise eine Ablehnung des Bischofsamtes, nur die Zerstörung des Scheins der selbstverständlichen Einheit der Identität „Bischof“ und eine Aufklärung über die fehlende Grundlage gewisser Versuche diese Identität zu legitimieren. Es kann natürlich andere (gute) Gründe für die Beibehaltung der Institution geben; es aber käme darauf an, sie zu nennen, zu finden oder ggf. zu erfinden.

Die dogmatische Aufklärung hat spätestens am Anfang des 21. Jahrhunderts in den Zellen von Guantanamo Bay, in Abu Ghraib oder in einem der geheimen CIA-Gefängnisse in Polen, Rumänien oder Afghanistan Selbstmord begangen. Ob das Aufklärungsethos überleben wird, ist noch unklar, zumal es gar nicht gesagt ist, dass das Menschengeschlecht überhaupt die nächsten zwanzig Jahre überleben wird. Lediglich eine Durchhistorisierung unseres Denkens bietet aber auch nur die entfernteste Möglichkeit einer aufgeklärten Zukunft, falls natürlich wir überhaupt eine Zukunft haben.

#### Literatur

- Adorno, Theodor und Horkheimer, Max (1969), *Dialektik der Aufklärung*, Fischer.  
 Foucault, Michel (1994), *Dits et écrits*, Band 4, Gallimard.  
 Bultmann, Rudolph (1949), *Das Urchristentum im Rahmen der antiken Religionen*, Rowohlt.

- Condorcet, Jean-Marie-Antoine de Caritat (1970), *Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain* (1795), Vrin.
- Craig, Edward (1990), *Knowledge and the State of Nature*, Routledge.
- Castro, Fidel (2009), *Die Geschichte wird mich freisprechen*, Rotbuch.
- Douglas, Mary (1966), *Purity and Danger*, Routledge.
- Dunn, John (2005), *Setting the People Free*, Atlantic Books.
- Gadamer, Hans-Georg (1960), *Wahrheit und Methode*, Mohr.
- Geuss, Raymond (2016), „Realism and the relativity of judgment“, in *Reality and Its Dreams*, Harvard University Press.
- (1999) „Nietzsche and Genealogy“, in: *Morality, Culture, History*, CUP.
- (2014) „Goals, Origins, Disciplines“ in: *A World Without Why*, Princeton University Press.
- Husserl, Edmund (2012), *Cartesianische Meditationen*, Meiner.
- Kant, Immanuel (1956), *Kritik der reinen Vernunft*, Meiner.
- Kant, Immanuel (1977), „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“  
In: ders. *Werke*, Suhrkamp.
- Marx, Karl (1964), *Das Elend der Philosophie*, in: *Marx–Engels Werke*, Band 4, Dietz.
- Römer, Thomas (2014), *L'invention de Dieu*, Seuil.
- Xenophanes (1966), „Fragmente 10–26“, in Diels-Kranz (hrsg.), *Fragmente der Vorsokratiker*, Band I, Weidmann.

## Raymond Geuss

### Historicizing, Enlightenment, Genealogy

#### Abstract

Historicising thinking has three properties: a) it takes the past to be different from the present, b) it takes the past to have been contingent, c) it holds that the past is relevant to the present. Genealogy, as practiced by Nietzsche and Foucault, shows itself to be a useful tool for mounting a historicising critique of certain aspects of our contemporary world. As such it can contribute to a non-dogmatic form of Enlightenment.

Keywords: Historicizing, Enlightenment, Genealogy, Past, Nietzsche, Foucault

## Rejmond Gojs

### Istorizovanje, prosvetćenost, genealogija

#### Sažetak

Istorizujuće mišljenje ima tri svojstva: a) prošlost shvata kao različitu od sadašnjosti, b) prošlost shvata kao kontingentnu, c) tretira prošlost kao relevantnu za sadašnjost. Genealogija, u smislu u kom je praktikuju Niče i Fuko, pokazala se kao korisno sredstvo za istorizaciju kritike određenih aspekata savremenog sveta. Kao takva, genealogija može dati doprinos jednoj ne-dogmatskoj formi Prosvetiteljstva.

Ključne reči: istorizovanje, Prosvetiteljstvo, genealogija, prošlost, Niče, Fuko